

Franke mit Formwillen ohne Publikums-Fortune

zum 50. Todestag von Wilhelm Weigand

„Wenn ich heute, als Fünfundsiebzigjähriger, mein Leben überblicke, so glaube ich hinter allem Geschehen und Erleben, das mir beschieden war, einen Ironikus am Werk zu sehen. Der Ring, der mein Leben umgrenzt und mit einer wirren Jugend begann, schloß sich nicht in der Helle eines glücklichen Alters, das auf ein geschätztes Werk zurückblicken darf.“

Resignation hat Wilhelm Weigand die Feder geführt, als er 1940 seine Erinnerungen unter dem Titel „Welt und Weg“ veröffentlichte. Er wollte sein Schicksal, das eines bekannten Dichters, nachzeichnen und hatte „daher zunächst darauf verzichtet, die ländlichen Verhältnisse, aus denen ich emporgestiegen bin, zu schildern.“

Das bleibt ein Verlust. Denn seine Autobiographie setzt erst 1889 mit dem Umzug nach München ein, und die von ihm beschriebene literarische Isar-Szene um die Jahrhundertwende ist anderwärts oft genug dargestellt worden, intensiver, farbiger, kenntnisreicher. Aber vielleicht hat er seine ärmliche Kindheit auf dem Lande ebenso wie die Jahre als Musiklehrer in Tauberbischofsheim und als Hauslehrer anderwärts zu verdrängen versucht.

Als Wilhelm Schnarrenberger kam er am 13. März 1862 in Gissigheim im Tal der Brehmbach zur Welt. Den Vater, einen Kleinbauern, verlor er früh; die Mutter heiratete nach Heckfeld. Der Bub blieb bei der Großmutter, einer geborenen Weigand. Ihr verdankte er, nach eigenem Bekenntnis, „eine glückliche Jugend“. Mit 14 Jahren verließ er sein Dorf. „Lehrer bin ich nicht aus freien Stücken geworden. Doch hat mir das Schicksal erlaubt, diesen Beruf bald aufzugeben“. Mit ein paar Sätzen huscht er über die ersten, entscheidenden zweieinhalb Jahrzehnte seines Lebens hinweg. So bleiben auch seine Lehr- und Wanderjahre im Dunkel.

Karl Hofmann merkte in seinen Jugenderinnerungen an: „Seit 12. September 1881 war auch an unserer Anstalt Wilhelm Schnarrenberger aus Gissigheim als Musik- und Gesangslehrer tätig“. Immerhin lieferte dieses Tauberbischofsheimer Intermezzo das literarische Modell für Frankenthal und zahlreiche Frankenthaler, darunter auch den kauzigen Herrn von Usedom. Als Hauslehrer soll Weigand dann in Brüssel, Paris und Berlin studiert haben.

Aus Ärger über die Verwandtschaft, in ehrendem Andenken an die Großmutter, wohl auch schon im Blick auf seine Schriftstellerei nahm der 26jährige den Namen Weigand an. Eine reiche Heirat machte ihn frei. Das junge Paar zog 1891 nach Bogenhausen. Nach dem frühen Tod seiner ersten Frau heiratete Weigand ein Jahrzehnt später, 1912, eine Notarstochter aus Dörzbach. Von nun an kam er öfter in seine Heimat zurück. 1932 erhielt er das Ehrenbürgerrecht von Gissigheim. Als vier Jahre darauf auch die zweite Frau starb, baute er für sie und für sich eine Grabkapelle auf dem Gissigheimer Friedhof. Sein einstöckig ärmliches Geburtshaus, Nr.81 am Dorfausgang gegen Heckfeld zu, wurde 1972 abgebrochen.

Der Verlust seines Vermögens in der Inflationszeit, der ehrgeizig erstrebte und vom Publikum versagte Ruhm als Dramatiker und Erzähler, seine Mystifizierung der bäuerlichen Scholle, die Deutschland aus der Proletarisierung erlösen sollte, all das verschärfte Weigands Ressentiments gegen Liberalismus und Republik, machte ihn für späte Ehrungen im sogenannten Dritten Reich empfänglich. 1942 erhielt er den Johann Peter Hebel-Preis und den Ehrenbürgerbrief der Universität Heidelberg. Im Frühjahr 1949 hat er sein Heimatdorf das letztemal besucht. Am 20. Dezember 1949 starb Wilhelm Weigand im Alter von 88 Jahren.

Der ihm verliehene Titel „Dichter des Frankenlandes“ bleibt anmaßend und abschließend zugleich: Anmaßend, weil Weigand in seiner Lyrik wie in seiner Prosa durchweg konventionellen Mustern verhaftet blieb, und ausschließend, weil das Kürzel ‚Heimatlidder‘ Weigands nicht zu unterschätzende Bedeutung als Vermittler französischen Geisteslebens unterschlägt.

Immerhin hat ein so eigenwilliger Kollege wie Friedrich Alfred Schmid Noerr 1929 bestätigt: „Es war einer der frühesten Ehrentitel der Weigandschen Dichtung, daß sie den besonnenen Reichtum, die fröhliche Bewegtheit der fränkischen Landschaft und des fränkischen Volkstums zuerst in den Kreis der dichterisch überhöhten, deutschen Landschaften erhob...“

Schmid Noerr hatte dabei Weigands Erstling, den 1889 erschienenen, später umgearbeiteten Roman „Die Frankenthaler“ im Sinne, der den Zusammenprall industrieller Arbeitswelt und bäuerlicher Kümmerexistenzen vor kleinstädtischem Modell zeichnete und mit der Bodenfrage auch schon das Generalthema der fränkischen Romane Weigands anschlug. Mit „Die ewige Scholle“ von 1926 und „Die Gärten Gottes“ von 1936 bildet dieser Erstling eine Trilogie.

Wer jedoch „Die Frankenthaler“ in der Fassung der zwanziger Jahre liest, kennt Landschaft, Figurenensemble, Thematik und Tonfall nicht nur dieser Trilogie, sondern auch des Romans „Helmhausen“, 1938, und anderer fränkischer Erzählungen. Ins Rokoko, in die schon tragisch überschattete Welt des Malers Jean Watteau entführt „Die Fahrt zur Liebesinsel“, 1928. Weigands gediegene Prosa-Architektur zeigt sich am besten wohl in dem Novellenkreis „Der Ring“ und in dem Novellenband „Von festlichen Tischen“, 1930, „Zierstücken seiner Baukunst“.

Denn während er mit Walter Darré von einem „Neuadel aus Blut und Boden“ schwärmte, predigte er seinen Deutschen gleichzeitig die Klarheit und Anmut romanischen Formwillens. In diesem spannungsreichen Widerspruch müssen wir sein Werk sehen.

Weigand schrieb Biographien Montaignes, Balzacs und Stendhals, er gab Rabelais, Montaignes „Essais“, die Briefe des Abbe Galiani, Alexander von Villers „Briefe eines Unbekannten“ sowie eine Auswahl der Memoiren Saint-Simons heraus und übersetzte mit seiner ersten Frau Thora Emersons „Nature“ für die Insel-Bibliothek. Zudem hat er früh schon, 1893, die Bedeutung Friedrich Nietzsches gewürdigt.

Am schmerzlichsten traf Weigand, daß ihm jeder Bühnenerfolg versagt blieb, von seinen Renaissance-Dramen bis hin zu seinem „Florian Geyer“, der, nie aufgeführt, im Schatten der gleichnamigen Tragödie Hauptmanns unbeachtet blieb. In der Autobiographie bebt die Entrüstung nach: „Es war die sozialdemokratische Bewegung, die den jugendlichen Ritter . . . auf den Schild hob . . . Als dann der Parteilheilige Gerhart Hauptmann . . . schlagend dartat, daß ihm die Gabe, ein geschichtliches Drama zu schaffen, versagt war . . . Ich ahnte nicht, daß ich eine Majestätsbeleidigung begangen hatte, als auch ich mich erkühnte, den Bauernführer der tragischen Deutschen Revolution zum Helden eines Trauerspiels zu machen . . .“

1937 merkte der Boxberger Pfarrer Reichwein in einem Aufsatz über Weigand an: „Ich weiß sehr wohl, daß der badische Franke noch keine innerliche Beziehung zum gedruckten Wort, zum Buche hat. Auf dem Wandbrett des fränkischen Bauernhauses finden wir zumeist außer einem Kalender und einem Andachtsbuche nichts“. Reichweins Hoffnung, „die großzügige Werbung des Regierung für das deutsche Buch“ werde auch dem fränkischen Bauern „einen Weg zu seinem Heimatschrifttum“ bereiten, blieb Illusion.

Weigand hat bekannt: „Denn die Welt selbst ist nichts anderes als ein schmerzliches Geheimnis, das von Zeit zu Zeit einen Menschen erweckt, daß er es in Schönheit erlöse. Man nennt diese Menschen Dichter“. Und von der deutschen Sprache tönte der 58jährige: „ . . . deine Worte, die schwanger und schwer sind vom Sinn alles Webens und Wesens, stammen aus den Tiefen, wo die göttlich treibende Unrast der Überseele dieser schwürigen Welt auf neue Ausbrüche sinnt und der urewig brausende Brunnen alles

Seins seine heiligen Sternenwellen wirft“. Auf diesen Ton war seine Aesthetik gestimmt.

Nach dem Krieg erschien im Dortmunder Verlag Schalvenberg der Novellenband „Von festlichen Tischen“ neu, 1950 gab der Deut-

sche Bücher-Bund „Die Frankenthaler“ noch einmal heraus. Dabei ist es geblieben. Im Mainfränkischen Museum über Würzburg ruht der Nachlaß mit unveröffentlichten Manuskripten. Noch keiner hat sich darum gekümmert.

Klaus M. Höynck

Der „Stoff“ der himmlischen Träume

Pfarrer Rudolf Heller und die Renaissance des Weihrauchs in der Kirche

Wenn bei Rudolf Heller 'mal etwas in der Pfanne verbrutzelt, legt er schnell ein Körnchen Weihrauch ins Räucherschälchen. Aber mehr noch möchte er den himmlischen Duft wieder in den Kirchen heimisch machen – „und damit bewußt auch den ganzen Menschen in seiner inneren Religiosität ansprechen“.

Der gebürtige Tauberrettersheimer (Jahrgang 1949) sieht sich selbst „eher barock als gotisch“ – in jeden Fall als „einen Menschen mit wachen Sinnen, dessen Verbundenheit mit seiner tauberfränkischen Heimat sich auch in der traditionellen Wahl seines Maßweins sinnfällig äußert: „einer glutroten „Tauberrettersheimer Königin“.



Pfarrer Rudolf Heller: Weihrauch bezeugt die Gegenwart Christi im Gottesdienst.

Foto Klaus M. Höynck